

# Energieia und Ergon

Sprachliche Variation – Sprachgeschichte – Sprachtypologie

---

*Studia in honorem Eugenio Coseriu*

herausgegeben von  
Jörn Albrecht, Jens Lüdtke und Harald Thun

Alleg  
Y  
Cos 3

4190/PP



Tübinger Beiträge zur Linguistik · Band 300

# Energieia und Ergon

Sprachliche Variation – Sprachgeschichte – Sprachtypologie

---

Band I

Schriften von Eugenio Coseriu  
(1965–1987)

eingeleitet und herausgegeben von  
Jörn Albrecht

Alleg  
Y  
Cos 3

**gnv** Gunter Narr Verlag Tübingen

Universität Tübingen  
NEUPHIL. FAKULTÄT  
BIBLIOTHEK

Gesetze, da sie rational notwendig sind, denn sie leiten sich aus den Definitionen der sprachlichen Sachverhalte selbst ab, die im Grunde immer finalistische (funktionale) Definitionen sind. Die auf "Beobachtung" basierenden Gesetze dagegen (wie z.B. die von Roman Jakobson aufgestellten Gesetze der Silbenstruktur) sind einfache empirische Feststellungen (und daraus abgeleitete Schlußfolgerungen), die, obwohl sie sehr allgemein sind, genaunommen keinerlei Universalität und keinerlei panchronische Notwendigkeit beanspruchen können. Strenggenommen gelten sie nur für die Beispiele, die zu ihrer Aufstellung gedient haben, und auch nur so lange, bis Ausnahmen von der Regel festgestellt werden. Und Ausnahmen finden sich manchmal sehr leicht. So z.B. im Fall der langen ('doppelten') Konsonanten, die einem dieser auf "Beobachtung" basierenden Gesetze zufolge nicht im Anlaut stehen dürften. Wenn man den Fall des spanischen *r* (der andere strukturelle Interpretationen zuläßt) einmal ausklammert, dann findet man solche Konsonanten im Anlaut z.B. im Italienischen – und zwar selbst dann, wenn man vom *rafforzamento iniziale* (Anlautverstärkung), das syntaktisch bedingt ist und vom Fall von Konsonanten wie [š], die zwar phonetisch, nicht aber phonologisch als lange Konsonanten gelten, absieht, z.B. in der römischen Mundart: *cchiesa*, *ssedia*, usw., sowie in Dialekten des Neugriechischen, usw.

Es stimmt aber durchaus, daß diese mehr oder weniger allgemeinen Feststellungen, wenn sie auch nicht uneingeschränkt gelten, als *Wahrscheinlichkeitsindizien* für die praktische Forschung sehr nützlich sein können. Außerdem muß darauf hingewiesen werden, daß manche Gesetze, die als empirische, auf "Beobachtung" beruhende Gesetze formuliert werden, in Wirklichkeit formale Gesetze sein können (oder wenigstens durch formale Prinzipien zu rechtfertigende Normen).

## 2. Naturwissenschaften und Kulturwissenschaften: "Naturgesetze" und kulturelle Gegebenheiten

Dem Prinzip des Naturalismus wird vom Antipositivismus das Prinzip der *Kultur* gegenübergestellt, genauer gesagt die Unterscheidung zwischen Natur- und Kulturgegenständen und damit zwischen *Naturwissenschaften* und *Kulturwissenschaften*. Das heißt, daß die Naturwissenschaften nicht mehr als Modell der Wissenschaft im allgemeinen anerkannt werden, sondern daß man glaubt, die Wissenschaften müßten sich – um Wissenschaft zu sein – je nach Art ihres Gegenstandes unterscheiden.

Hierzu muß vor allem bemerkt werden, daß – entgegen einer weitverbreiteten Meinung und entgegen dem, was sogar einige ihrer weniger beschlagenen Vertreter behaupten (vielleicht, um ihren eigenen Mangel an Strenge zu entschuldigen) – die Kulturwissenschaften sich von den Naturwissenschaften nicht dadurch unterscheiden, daß sie "weniger wissenschaftlich", weniger streng und weniger genau wären oder mehr mit Vermutungen als mit strengen und expliziten Methoden arbeiten würden. An sich sind die Kulturwissenschaften ebenso streng und exakt wie die Naturwissenschaften, in mancher Hinsicht sind sie es sogar noch mehr als diese (vgl. weiter unten). Sie unterscheiden sich von anderen Wissenschaften nämlich nicht durch ihre "Wissenschaftlichkeit", also durch das, was eine Wissenschaft erst zur Wissenschaft macht; sie unterscheiden sich von ihnen aufgrund der Forderungen, die ihr Gegenstand an sie stellt. Die Aufgabe einer jeden Wissenschaft besteht in der Tat darin, "die Dinge zu sagen, wie sie sind" (vgl. COSERIU: 1977: 108). Deswegen ist die "Objektivität", die Anpassung an den jeweiligen Gegenstand, Grundbedingung der wissenschaftlichen Tätigkeit. Und eben in der Anpassung an *ihren* Gegenstand unterscheiden die Kulturwissenschaften sich von den Naturwissenschaften: Die Unterscheidung wird *innerhalb* der Gattung "Wissenschaft" getroffen, nicht außerhalb (zwischen "Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft"), und auch nicht – was widersinnig wäre – zwischen Wissenschaft, deren "Wissenschaftlichkeit" graduell verschieden ist. Die "Wissenschaften vom Allgemeinen" (im Gegensatz zur Geschichte, die Wissenschaft vom Individuellen ist), werden einfach nach Art ihres Gegenstandes in Naturwissenschaften, mathematische Wissenschaften und Kulturwissenschaften aufgeteilt. Und aus eben diesem Grund weisen diese drei Arten von Wissenschaften – notwendigerweise – unterschiedliche Problemstellungen und Methoden auf (was eine eventuelle interdisziplinäre Forschungstätigkeit in konkreten Fällen nicht ausschließt).

Somit wird also eine Kulturwissenschaft nicht "wissenschaftlicher", wenn sie naturwissenschaftliche Fragestellungen und Methoden übernimmt, sondern sie hört in diesem Fall auf, Wissenschaft zu sein oder ist nur noch eine Pseudowissenschaft, da sie der Grundforderung nach wissenschaftlicher Objektivität nicht mehr genügt, denn sie sagt die Dinge, wie sie *nicht* sind, ebenso wie eine Naturwissenschaft keine Wissenschaft mehr ist und zur Mythologie wird, wenn sie kulturelle Methoden und Fragestellungen übernimmt (denn die Mythologie ist nichts anderes als die Interpretation der Natur als Kultur).

Wie ist nun aber die Kultur beschaffen und worin unterscheidet sie sich von der Natur? Beschränken wir uns hier auf das Wesentliche. Naturgegenstände gehören der Welt der "Notwendigkeit" an, die von "Ursachen" regiert wird, die bestimmte "Wirkungen" hervorrufen und wo deswegen die Feststellung dessen, was sich ständig unter bestimmten Bedingungen ereignet, ein "Naturgesetz" oder ein Gesetz empirischer Notwendigkeit darstellt. Die Kulturgegenstände hingegen gehören der eigentlich menschlichen Welt der Freiheit – der freien Tätigkeiten und Schöpfungen des Menschen – an, wo die geschaffenen "Gegebenheiten" oder "Fakten" nicht von Ursachen bestimmt werden, sondern im Hinblick auf einen Zweck hervorgebracht werden und als gelungene Realisierungen – wenn es sich nicht um "Werkzeuge" handelt, die auch einen äußeren Zweck erfüllen – mit ihrer Finalität zusammenfallen; so ist die Finalität der "Ilias" die "Ilias" selbst.

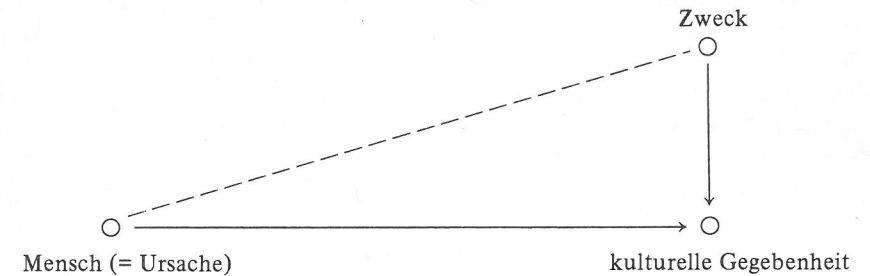
In Italien ist diese Unterscheidung wohlbekannt (oder sollte es zumindest sein) und kann als "alt" angesehen werden, da sie auf Giambattista Vico zurückgeht, den großen Vorläufer und gewissermaßen Begründer der Kulturwissenschaften in ihrem eigentlichen Sinne. Der Positivismus jedoch, auch der italienische, hatte sie vergessen oder ignoriert und setzte schließlich die Kulturgegenstände mit den Naturgegenständen gleich und brachte so alle Wissenschaften (die Mathematik ausgenommen) auf den gemeinsamen Nenner der "Naturwissenschaft". Erst Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts legt man vor allem in Deutschland wieder großen Wert auf diese Unterscheidung, wenn auch nicht direkt in Verbindung mit Vico, sondern unter Hinweis auf Kant und seine Unterscheidung zwischen "Notwendigkeit" und "Freiheit"<sup>1</sup>. Und erst diese neuen Bemühungen haben entscheidende Folgen für die Entwicklung der Methodik der Kulturwissenschaften.

Rational gesehen besteht die erste dieser Folgen darin, daß die allem anderen vorangehende theoretische Grundlage der Kulturwissenschaften, die sich mit den Schöpfungen des Menschen befassen, nicht in "Hypothesen" besteht, sondern in dem "Vorwissen": In der Sprachwissenschaft ist das z.B. die intuitive Sprachkenntnis der Sprecher und der Sprachwissenschaftler selbst in ihrer Eigenschaft als Sprecher (COSERIU: 1958/<sup>3</sup>78: 103–106). In eben diesem Sinne sind die Kulturwissenschaften "exakter" als die Naturwissenschaften, denn sie basieren nicht auf einer *Annahme*, sondern auf etwas, was der Mensch (wenn auch rein intuitiv) bereits weiß. Es sollte darin erinnert werden, daß auch dies schon bei Vico zu lesen ist, der bemerkt, daß bei den Kulturwissenschaften das objektive *verum* (die Wirklichkeit der Gegebenheiten als solche) und das subjektive *certum* (die Gewißheit des Menschen über deren Beschaffenheit) zusammenfallen.

Andererseits läßt, aufgrund der Art und Weise, in der Kulturgegenstände geschaffen werden, der kulturelle Bereich keine eigentlich kausalen, sondern nur finalistische Fragestellungen zu. Die kulturellen Gegebenheiten haben keine Ursachen im naturwissenschaftlichen Sinne, d.h. Ursachen außerhalb der Freiheit, denn ihre tatsächliche Ursache ist in jedem Fall der Mensch, der sie *für* etwas schafft. Deshalb lautet die Frage nicht *warum*,

<sup>1</sup> Im Hinblick auf die wichtigsten Etappen im historisch-kulturellen Prozeß fortschreitender Differenzierung zwischen Naturwissenschaften und Kulturwissenschaften in ihrem eigentlichen Sinne möchte ich hinweisen auf: W. DILTHEY (1883/1944); W. WINDELBAND (1894/1911); H. RICKERT (1899); E. CASSIRER (1942).

aufgrund welcher Ursachen, nach dem Schema URSACHE → WIRKUNG (= Naturgegebenheit), diese Gegebenheiten vorkommen, sondern *wofür*, zu welchem Zweck sie hervorgebracht werden, und zwar nach folgendem Schema:



Dies ist das Schema, das der Welt der Freiheit entspricht und das bei der Interpretation von Sprache, Mythos, Kunst, Technik, Religion, Wissenschaft und Philosophie angewandt werden müßte, d.h. bei den verschiedenen Formen der Kultur, die alle durch Finalität und nicht durch Kausalität bestimmt werden.

Deshalb können und dürfen die Kulturwissenschaften keine Gesetze empirischer Notwendigkeit in bezug auf die Erzeugung von Kulturgegenständen aufstellen. Das bedeutet nicht, daß es in der Kultur keine "Gesetze" oder etwas Vergleichbares gäbe: Das den Naturgesetzen Vergleichbare im Kulturbereich sind einerseits die geschaffenen Gegebenheiten selbst (jede kulturelle Gegebenheit hat ihre innere Gesetzmäßigkeit) und andererseits die technischen Systeme, die der Mensch zur Weiterentwicklung seiner Tätigkeiten erfindet. So ist eine Sprache in diesem zuletzt genannten Sinne ein System von "Gesetzen", die wir realisieren ("anwenden"), wenn wir sie sprechen. Das heißt, daß zwingende Gesetze zur Schaffung von kulturellen Gegebenheiten nicht wie Naturgesetze aufgestellt werden, sondern wie Gesetze über die Entstehung von Naturgesetzen. Deshalb können in dieser Hinsicht auch nur Wahrscheinlichkeitsnormen aufgestellt werden, die etwas darüber aussagen, wie die Freiheit sich in diesem oder jenem Fall zu verhalten pflegt, und das ist bereits mehr, als die Naturwissenschaften können.

Desgleichen können und dürfen die Kulturwissenschaften zukünftige Entwicklungen nicht in dem Sinne "vorhersehen", in dem es in der Blütezeit des Positivismus von ihnen verlangt wurde.

Strenggenommen macht keine Wissenschaft wirklich Vorhersagen. Was in den Naturwissenschaften "Vorhersage" genannt wird, ist nur die Anwendung eines allgemeinen empirischen Gesetzes auf Einzelfälle. Wenn ich also vorhersehe, daß "das Wasser in diesem Topf" unter normalen Druckverhältnissen bei 100 °C kochen wird, so bestätige ich damit nur, daß das längst aufgestellte Naturgesetz über den allgemeinen Siedepunkt des Wassers auch für diesen einen Topf Wasser gilt. Bei dieser "Vorhersage" setzen wir stillschweigend voraus, daß die Natur uns keinen Streich spielt und so weiterbesteht, wie sie immer war, so daß die bereits aufgestellten Gesetze ihre Gültigkeit nicht verlieren. Wenn wir nämlich damit rechnen würden, daß die Naturgesetze sich auf Schritt und Tritt ändern, dann könnten wir nichts vorhersehen.

In diesem Sinne – d.h. was die Anwendung eines “Gesetzes” oder eines “Systems von Gesetzen” auf Einzelfälle angeht – machen die Kulturwissenschaften in genau demselben Maße Vorhersagen wie die Naturwissenschaften. Jedoch haben wir es in diesem Fall nicht nur mit einer Variablen, sondern mit zweien zu tun, nämlich mit den Einzelfällen, auf die das Gesetz angewandt wird, und mit dem Gesetz selbst, das sich ebenfalls ändern kann. Sehen wir uns dazu ein Beispiel aus dem Bereich der Sprache an, nämlich das des philologischen Vorgehens bei der Wiederherstellung eines verstümmelten Textes. Wenn beispielsweise in einer lateinischen Handschrift auf die Präposition *sine* ein Substantiv folgt und wenn die Endung dieses Substantivs fehlt oder unleserlich ist – nehmen wir an, es steht nur *stud* dort, dann folgt eine kleine Lücke –, so weiß man jedenfalls, daß es sich um einen Ablativ handeln muß (z.B. *studio* oder *studiis*), d.h. man “sieht vorher”, daß dieses besondere *sine* mit dem Ablativ zu konstruieren sein wird, wie jedes andere *sine* im Lateinischen auch. Diese “Vorhersage” hat nur Gültigkeit, wenn das System sich inzwischen nicht geändert hat und unser *sine* z.B. nicht in einem spätlateinischen Text steht, in dem es vielleicht nicht mehr den Ablativ regieren wird. Auf die gleiche Art sieht der Sprecher, der eine Form nach den Regeln seines Sprachsystems bildet oder eine von einem Ausländer falsch gebildete Form korrigiert, die Anwendung des Systems auf diesen Einzelfall vorher. Niemand – weder der Sprecher noch der Sprachwissenschaftler – kann hingegen genau und in allen Einzelfällen vorhersagen, wie ein Sprachsystem sich in der Zukunft verändern wird. Dazu können nur Erwartungsnormen aufgestellt werden, die sich daraus ableiten, was unter bestimmten Bedingungen (zu denen auch der Typ der jeweiligen Sprache zählt) “gemeinhin geschieht”. Es sei jedoch darauf hingewiesen, daß dies keine Schwäche der Kulturwissenschaften ist. Eher das Gegenteil ist der Fall, denn obwohl diese Normen nicht mit den Naturgesetzen zu vergleichen sind, sind sie eine Besonderheit der Kulturwissenschaften, die in den Naturwissenschaften keine Entsprechung hat, da es sich nicht um die Anwendung bereits aufgestellter “Gesetze” handelt, sondern um das Hervorbringen neuer “Gesetze”.

### 3. Die sprachlichen (und die anderen) Universalien

#### 1. Einleitung

1.1. Jede Sprachwissenschaft nimmt explizit oder implizit Universalien an, zumindest Universalien eines gewissen Typs. So fragt man nach den Phonemen (oder “Lauten”) einer gegebenen Sprache, nach ihren grammatischen Kategorien, nach den Satztypen dieser Sprache, nach der Art der Veränderung im Laufe ihrer Geschichte und nicht, *ob* sie Phoneme (oder “Laute”) und grammatische Kategorien hat, *ob* sie das grammatische Niveau des Satzes besitzt oder *ob* sie dem sprachlichen Wandel unterliegt usf. Es ist jedoch eine Tatsache, daß der moderne Strukturalismus oder wenigstens gewisse Strömungen des Strukturalismus – trotz anderer, universalistischer Strömungen im Strukturalismus selbst<sup>1</sup> – unmerklich die Tendenz entwickelt haben, die Unterschiede zwischen den Sprachen auf Kosten sowohl der funktionellen als auch der materiellen Strukturanalogien zu betonen oder sogar zu übertreiben, indem sie sich, der Humboldtschen Tradition folgend, das in einem gewissen Sinne durchaus gültige Prinzip zu eigen machten, demzufolge jede Sprache aus der ihr zukommenden Sicht beschrieben werden muß. Gewisse Richtungen des Strukturalismus sind sogar so weit gegangen, die funktionellen sprachlichen Kategorien ausschließlich in bezug auf eine gegebene Sprache (vgl. 2.3.1) definieren zu wollen, wobei sie von der Universalität der Kategorien absehen.

In diesem Sinn hat das Kolloquium, das 1961 in Dobbs Ferry (New York) abgehalten wurde, tatsächlich – M. Osgood hat im Rahmen eben dieses Kolloquiums (OSGOOD: 1963: 236) darauf hingewiesen – einen entscheidenden Wendepunkt in der modernen Linguistik markiert, indem es explizit und auf der Grundlage einer bemerkenswerten Menge relevanten Materials die Probleme der Universalien und der Strukturanalogien, die Serien sprachlicher Systeme charakterisieren (“Typologie”), aufwarf. Die Abkehr erfolgte zweifellos besonders in bezug auf die Bloomfield-Schule, aber man kann auch mit einem Blick auf die europäische Linguistik von einer Wende hinsichtlich eines Aspekts der Saussureschen Tradition sprechen, d.h. von einer starken Neubewertung der panchronischen Betrachtung der Sprache, deren Möglichkeit – außer was die allgemeinen Prinzipien angeht – von Ferdinand de Saussure verneint worden war (CLG: 1916: 138 f.). Seitdem hat man sich im Strukturalismus selbst und später vor allem in der generativen Grammatik mit der Untersuchung der Universalien befaßt und sowohl in den theoretischen Diskussionen als auch in der analytischen und deskriptiven Forschung stärker die Analogien zwischen den sprachlichen Systemen hervorgehoben. Das spiegelt sich sogar in den Einführungsbüchern zur Linguistik wider. Da, wo man gewissen Strukturen verschiedener Sprachen als grundsätzlich heterogen sah, stellt man nun häufig die gleichen Fakten als im Grunde ähnliche, ja sogar identische dar. Heute beobachtet man sogar eine wahre Wucherung von Universalien, die mehr oder weniger begründet oder hypothetisch sind.

<sup>1</sup> Man braucht nur an gewisse Werke von R. JAKOBSON zu denken.